



Ian McEwan
Nusschale

Roman · Diogenes

Das ist hart, so hart, wie der Dichter schwach ist. John Cairncross, vertrieben aus dem Haus, das einst sein Großvater in die Familie brachte, vertrieben durch eine Philosophie der ›persönlichen Entwicklung‹ – eine Redewendung so widersinnig wie ›easy listening‹. Sich trennen, um zusammen sein zu können, sich den Rücken zukehren, um sich zu umarmen, die Liebe ersticken, um sich aufs Neue zu verlieben. Er hat's geschluckt, der Simpel! Zwischen seiner Schwäche und ihrem Betrug klafft jener übelriechende Spalt, der spontan einen Maden-Onkel zeugt. Und ich hocke hier, gehüllt in mein Privatissimum, hocke in steter, schwüler Dämmerung und träume ungeduldig vor mich hin.

Was ich alles tun könnte, stünde ich im Zenit meines Lebens, also in etwa achtundzwanzig Jahren. Die Jeans eng und verwaschen, der Bauch flach und muskulös. Geschmeidig wie ein Panther, für kurze Zeit unsterblich. Meinen alten Vater holte ich mit dem Taxi in Shoreditch ab und brächte ihn, taub gegen Trudys matronenhaften Protest, in seine Bibliothek, in sein Bett. Packte den Maden-Onkel bei der Gurgel, um ihn in die laubverstopfte Gosse von Hamilton Terrace zu stoßen. Beschwichtigte meine Mutter mit einem flüchtigen Kuss auf den Nacken.

Keine Wahrheit schränkt das Leben so sehr ein wie die folgende: Es ist immer jetzt, immer hier, nie dann und da. Jetzt schmoren wir in einer Londoner Hitzewelle, hier sitzen wir auf einem maroden Balkon. Ich höre, wie Trudy sich nachschenkt, höre die Plastikwürfel ins Glas platschen, höre ihren leisen Seufzer, eher besorgt als zufrieden. Also ein viertes Glas. Sie findet wohl, ich sei alt genug. Recht hat sie. Wir betrinken uns, weil ihr Liebhaber in ebendiesem Moment im fensterlosen Verlagsbüro der Cairncross Press mit seinem Bruder konferiert.

Um mich abzulenken, lasse ich meine Gedanken wandern und spioniere den beiden nach. Ein reines Phantasiekonstrukt. Nichts davon ist real.

Der zinsgünstige Kredit liegt auf dem überquellenden Schreibtisch.

»Sie liebt dich wirklich, John, doch sie schickt mich als vertrauenswürdigen Familienmitglied, um dich zu bitten, ihr eine Weile fernzubleiben. Wäre das Beste für eure Ehe. Ähm. Ehrlich, das wird schon wieder. Außerdem hätte ich mir ja denken können, dass ihr hier mit der Miete im Verzug seid. Aber. Sag bitte ja, nimm das Geld, lass ihr den nötigen Raum.«

Es liegt zwischen ihnen auf dem Tisch, fünftausend Pfund in gebrauchten Fünzigern, fünf müffelnde Häufchen rotweißer Scheine inmitten von Gedichtbänden, locker geschichteten Manuskriptstapeln, spitzen Bleistiften, zwei gutgefüllten Glasaschenbechern, einer Flasche Scotch – ein sanfter Tomintoul, zwei Fingerbreit sind noch übrig – sowie einem Kristalltumbler, darin eine tote, auf dem Rücken liegende Fliege, daneben mehrere Aspirin-tabletten auf einem unbenutzten Papiertaschentuch. Schmuddelige Spuren ehrlicher Arbeit.

Ich vermute Folgendes: Mein Vater hat seinen jüngeren Bruder nie verstanden, fand es auch nie der Mühe wert, ihn verstehen zu wollen. Und John geht Konfrontationen aus dem Weg. Sein Blick meidet das Geld auf dem Tisch. Er käme gar nicht auf die Idee, Claude zu erklären, dass er bloß wieder nach Hause will, zu Frau und Kind.

Stattdessen sagt er: »Das hier ist gestern gekommen. Magst du ein Gedicht über eine Eule hören?«

Genau die Art von schrulliger Abschweifung, die Claude schon als Kind gehasst hat. Er schüttelt den Kopf, *nein, bitte, verschon mich*, aber es ist zu spät.

Mein Vater hat ein ausgedrucktes Blatt in der schuppigen Hand. »Blut'ger Unheilsbote«, beginnt er. Er mag trochäische Dreiheber.

»Du willst es also nicht«, unterbricht ihn der Bruder verstimmt. »Soll mir recht sein.« Und mit den flinken Fingern eines Bankers sammelt er das Geld wieder ein, staucht die Scheine auf dem Schreibtisch bündig, zaubert aus dem Nichts ein Gummiband hervor, lässt die Bündel in zwei Sekunden in einer Innentasche seines mit silbernen Knöpfen versehenen Blazers verschwinden, steht auf und sieht verschwitzt aus, fast, als wäre ihm unwohl.

Ohne jede Eile liest mein Vater die zweite Zeile. »Aufs Kauzigste verzückt uns dein grausamer Schrei.« Dann hält er inne und fragt sanft: »Musst du wirklich schon gehen?«

Kein noch so aufmerksamer Beobachter könnte diese brüderliche Kurzschrift dekodieren, die uralte Tristesse dieses Wortwechsels, der Normen und Regeln folgt, die vor zu langer Zeit festgesetzt wurden, als dass sie jetzt noch geändert werden könnten. Der relative Reichtum des Bruders darf nicht anerkannt werden. Claude bleibt der Jüngere, unzulänglich, geknebelt, wütend. Meinem Vater ist sein nächster lebender Verwandter ein Rätsel, wenn auch nur ein nebensächliches. Er rückt nicht von seinem Standpunkt ab und klingt daher ein wenig spöttisch. Meint es aber nicht so. Es ist schlimmer als Spott. Ihn interessiert das alles nicht, und ihm wird kaum bewusst, dass es ihn nicht interessiert: die Miete, das Geld, Claudes Angebot. Doch da er ein höflicher Mensch ist, steht er auf, um seinen Besucher hinauszuleiten, und kaum ist das erledigt, sitzt er wieder am Tisch und hat das Geld, das darauf lag, bald wieder vergessen, ebenso den Bruder. In der einen Hand hält er einen Stift, in der anderen eine Zigarette; er macht sich wieder an die einzige Arbeit, die ihm wichtig ist, liest Gedichte für den Druck Korrektur und blickt vor sechs Uhr nicht wieder auf, wenn es Zeit wird für einen Whisky mit einem Schuss Wasser. Vorher kippt er noch die Fliege aus dem Glas.

Wie von langer Reise kehre ich in den Bauch meiner Mutter zurück. Auf dem Balkon hat sich nichts geändert, nur bin ich ein wenig betrunken. Als wollte sie meine Heimkehr feiern, leert Trudy den Rest der Flasche in ihr Glas. Die Würfel sind getaut, der Wein fast warm, aber sie hat recht, besser, ihn gleich auszutrinken. Er hält sich nicht. Die Brise raschelt weiterhin durch die Kastanienbäume, der Nachmittagsverkehr schwillt an. Die Sonne sinkt, doch kommt es mir noch wärmer vor. Nur macht mir die Hitze nichts aus. Während die letzten Tropfen Sauvignon Blanc zu mir fließen, beginne ich, meine Ansichten zu überdenken. Ich war fort, frei wie ein Vogel, habe den Zaun ohne Seil oder Leiter überwunden, mein Hier und mein Jetzt hinter mir gelassen. Meine einschränkende Wahrheit war falsch; ich kann jederzeit verschwinden, wann immer ich will, kann Claude aus dem Haus werfen, meinen Vater in seinem Büro besuchen und ein wohlwollender, unsichtbarer Spitzel sein. Sind Kinofilme auch so gut? Ich werde es herausfinden. Man könnte sein Leben mit dem Planen solcher Ausflüge verbringen. Das tatsächliche, fest umgrenzte Reale ist allerdings auch faszinierend, und ich warte ungeduldig darauf, dass Claude zurückkehrt und uns erzählt, was wirklich geschah. Meine Version ist sicher falsch.

Auch meine Mutter will unbedingt Bescheid wissen. Würde sie den Wein nicht mit mir teilen, läge sie längst auf dem Boden. Nach zwanzig Minuten begeben wir uns ins Haus, durchqueren die Bibliothek und gehen nach oben in Richtung Schlafzimmer. Wer sich barfuß durch dieses Haus bewegt, sollte vorsichtig sein. Meine Mutter schreit auf, als etwas unter ihren Füßen knirscht; wir taumeln, torkeln, und sie langt nach dem Geländer. Kaum haben wir das Gleichgewicht wiedergefunden, inspiziert sie ihre Fußsohle. Sie murmelt einen leisen Fluch, also gibt es Blut, wenn auch nicht viel. Sie humpelt durchs Schlafzimmer, hinterlässt sicher eine Spur auf dem Teppich, von dem ich weiß, dass er cremefarben und schmutzig ist, übersät mit achtlos abgestreiften Kleidern, Schuhen und halb ausgepackten Koffern von Reisen, die noch vor meiner Zeit stattfanden.

Wir gehen ins widerhallende Bad, ein Saustall nach allem, was mir zu Ohren kam. Sie zieht eine Schublade auf, durchwühlt ungeduldig den klappernden, raschelnden Inhalt, probiert die nächste und findet in der dritten ein Pflaster. Sie setzt sich auf den Wannенrand, legt sich den armen Fuß übers Knie. Leises Stöhnen und Grunzen verrät mir, dass der Schnitt an einer schwer zu erreichenden Stelle ist. Könnte ich nur vor ihr niederknien und helfen. Sie ist jung und schlank, doch fällt es ihr schwer, sich mit ihrer vorgewölbten Masse herabzubeugen. Besser und sicherer, beschließt sie, eine Stelle auf dem Boden freizuräumen und sich auf die Fliesen zu setzen. Das aber ist auch nicht einfach. Alles meine Schuld.

Dort sind wir, und das tun wir, als wir Claude hören, der von unten hochruft.

»Trudy! O mein Gott! Trudy!«

Das Poltern rascher Schritte, wieder ruft er ihren Namen. Dann sein keuchender Atem im Bad.

»Ich bin in eine dämliche Scherbe getreten.«

»Da ist überall Blut im Schlafzimmer. Ich dachte ...« Er sagt uns nicht, dass er auf mein Ableben gehofft hatte. Stattdessen fährt er fort: »Lass mich das machen. Sollten wir die Wunde nicht erst desinfizieren?«

»Kleb's schon drauf.«

»Halt still.« Jetzt ist er derjenige, der stöhnt und grunzt. Dann: »Hast du getrunken?«

»Halt die Klappe und kleb's drauf.«

Endlich ist es geschafft, und er hilft ihr hoch. Wir schwanken gemeinsam.

»Herrje, wie viel hast du denn gehabt?«

»Nur ein Glas!«

Sie setzt sich wieder auf den Wannенrand.

Er geht ins Schlafzimmer und kehrt einen Augenblick später zurück. »Die Blutflecken kriegen wir nie wieder aus dem Teppich.«

»Versuch's mit irgendwas einzureiben.«

»Ich sag dir, die gehen nicht wieder raus. Sieh doch. Hier ist so ein Fleck. Probier selbst.«

Ich habe Claude selten in so entschiedenem Ton reden hören. Nicht mehr seit »Wir können es«.

Meine Mutter hört den Unterschied ebenfalls und fragt: »Wie war's?«

Jetzt schwingt ein Quengeln in seiner Stimme mit.

»Er hat das Geld genommen, sich aber nicht mal dafür bedankt. Und weißt du was? Er hat die Wohnung in Shoreditch gekündigt und will hier wieder einziehen. Sagt, du brauchst ihn, auch wenn du noch so oft das Gegenteil behauptest.«

Das Echo im Bad verklingt. Während sie nachdenken, ist bis auf ihren Atem nichts zu hören. Ich stelle mir vor, wie sie sich ansehen, einander tief in die Augen schauen, ein langer, vielsagender Blick.

»Das ist der Stand der Dinge«, sagt er schließlich auf seine gewohnte, inhaltsleere Art, wartet und setzt dann hinzu: »Und jetzt?«

Darauf beschleunigt sich der Herzschlag meiner Mutter. Er wird nicht nur immer schneller, sondern auch lauter, fast wie das hohle Klopfgeräusch in defekten Leitungsrohren. Irgendwas geschieht in ihren Eingeweiden. Der Darm arbeitet, ein langgezogenes quietschendes Gurgeln, und weiter oben, über meinen Füßen, rasen Säfte durch gewundene Kanäle mit unbekanntem Ziel. Ihr Zwerchfell hebt und senkt sich. Ich presse mein Ohr an die Wand. Bei diesem Crescendo könnte ich sonst leicht Wichtiges überhören.

Der Körper kann nicht lügen, der Geist aber ist ein weites Feld; als meine Mutter endlich spricht, klingt ihre Stimme sanft, freundlich und beherrscht. »Also gut.«

Claude kommt näher, redet leise, flüstert fast: »Aber. Was denkst du?«

Sie küssen sich, und Trudy beginnt zu zittern. Ich spüre, wie er ihr die Arme um die Taille legt. Noch ein Kuss mit geräuschlosen Zungen.

Sie sagt: »Hab Angst.«

Und als antworte er auf einen Insiderwitz, erwidert Claude: »Riskant.«

Nur lachen sie nicht. Ich spüre, wie sich Claudes Unterleib an sie drängt. Dass sie in einem solchen Moment erregt sein können! Wie wenig ich doch weiß. Sie tastet nach seinem Reißverschluss, öffnet ihn und greift hinein, während sich sein Zeigefinger unter ihre Shorts schlängelt. Ich spüre den wiederholten Druck an meiner Stirn. Gehen wir jetzt etwa ins Bett? Aber nein, Gott sei Dank, er will beim Thema bleiben.

»Entscheide dich.«

»Ich fürchte mich.«

»Aber denk dran. In sechs Monaten. Wir in meinem Haus, sieben Millionen auf der Bank. Und das Baby bringen wir irgendwo unter. Aber. Was, ähm, soll es also sein?«

Seine praktische Frage beruhigt ihn, lässt ihn den Finger zurückziehen; Trudys Puls aber, der sich gerade wieder verlangsamte, schnellte bei seinen Worten erneut in die Höhe. Kein Sex, sondern Gefahr. Ihr Blut pulsiert durch mich hindurch, böllert wie fernes Artilleriefeuer, und ich kann spüren, wie sie um eine Entscheidung ringt. Ich bin ein Organ in ihrem Leib, von ihren Gedanken nicht geschieden. Ich bin Teil dessen, was sie tun wird. Und als sie ihn endlich fällt, ihren Entschluss, scheint ihr geflüstertes Kommando, diese eine verräterische Silbe, aus meinem eigenen, noch ungenutzten Mund zu kommen. Sie küsst ihren Liebhaber und spricht es in seine Lippen. Babys erstes Wort.

»Gift.«

Wie der Solipsismus dem Ungeborenen doch bekommt. Während die nacktfüßige Trudy auf der Wohnzimmercouch unsere fünf Glas Wein ausschläft und das verdreckte Haus sich ostwärts der schwarzen Nacht entgedreht, mache ich mir meine Gedanken über das *unterbringen* meines Onkels und das *Gift* meiner Mutter. Wie ein über den Plattenteller gebeugter DJ hole ich die Zeile scratchend zurück: ... *Und das Baby bringen wir irgendwo unter*. Die Wiederholung poliert den wahren Kern aus den Worten, bis die für mich geplante Zukunft glänzend zutage tritt. *Unterbringen* ist nichts weiter als der heuchlerische Verwandte von *loswerden*. So wie mit *das Baby* ich gemeint bin. *Irgendwo* ist ebenfalls verlogen. Skrupellose Mutter! Das dürfte mein Verderben sein, denn nur in Märchen fällt ungewollten Babys als Waisenkindern ein besseres Schicksal zu. Die Herzogin von Cambridge wird mich wohl kaum bei sich aufnehmen. Mein Selbstmitleid, im einsamen Höhenflug, sieht mich irgendwo im dreizehnten Stock des barbarischen Hochhauses enden, zu dem meine Mutter manchmal melancholisch aus dem oberen Schlafzimmerfenster hinüberschaut; sie hat davon erzählt. Sie schaut und denkt: So nah, und doch so fern wie's Schlagetal. Allein der Gedanke, da zu wohnen.

Ganz genau. Eine Kindheit mit Computerspielen statt Büchern, mit Zucker, Fett und körperlicher Züchtigung. Schlagetal, o ja. Keine Gutenachtgeschichten, um meine Hirnplastizität zu fördern. Die neugierfreie Gedankenwelt der modernen englischen Unterschicht. Dann doch lieber Madenzucht in Utah? Ich Armer, ich elender Dreijähriger mit Igelschnitt, Wampe und Tarnhose, verloren in einer Wolke aus Fernsehlärm und Passivrauch. Die tätowierten, geschwollenen Knöchel der Adoptivmutter staksen vorbei, gefolgt vom stinkenden Köter ihres labilen Lovers. Vater, geliebter Vater, errette mich aus diesem Elendstal. Reiß mich mit in deinen Untergang. Lieber wär ich gemeinsam mit dir vergiftet als *irgendwo untergebracht*.

Aber ich lasse mich gehen, typisch für die Spätschwangerschaft. Dabei weiß ich über die Armen Englands bloß, was ich aus dem Fernsehen und aus Rezensionen spöttischer Romanschilderungen darüber aufgeschnappt habe. Ich weiß also gar nichts. Nur hege ich den begründeten Verdacht, dass Armut in jeglicher Hinsicht Entbehrung bedeutet. Keine Cembalo-Stunden im dreizehnten Stock. Ist Heuchelei jedoch der Preis, kaufe ich das bourgeoise Leben gern und finde es billig. Mehr noch, ich fülle die Kornspeicher, werde reich, lege mir ein Wappen zu. NON SANZ DROICT – mein Recht ist das auf die Liebe einer Mutter, und es gilt absolut. Ihrem Plan, mich auszusetzen, verweigere ich die Zustimmung. Ich gehe nicht ins Exil, sie schon. Ich fessle sie mit diesem schleimigen Tau, schanghaie sie an meinem Geburtstag mit einem erschöpften, neugeborenen Blick, harpuniere ihr Herz mit einem sehnsüchtigen Möwenschrei. Und habe ich sie erst mit erpresserischer Liebe dazu gebracht, mich zu hegen und zu pflegen, rücken die